

schlechterforschung, insbesondere einer Männergeschichte, in ihren Fallstudien keinen Niederschlag. Nicht zuletzt aufgrund dieses Mankos verspricht das Buch aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive sehr viel mehr, als es hält.

*Karen Hagemann, Berlin*

LeeAnn Whites, *The Civil War as a Crisis in Gender: Augusta, Georgia, 1860 – 1890*, The University of Georgia Press, Athens etc. 1995, 277 S., Ln., 35 \$.

Keine andere Periode der US-amerikanischen Geschichte hat soviel Forschung hervorgebracht wie der Bürgerkrieg: Er gilt heute noch als die ›Wasserscheide‹ der amerikanischen Historiographie, denn amerikanische Kollegen und Kolleginnen teilen ihre Zugehörigkeit zu Forschungsepochen in der Regel mithilfe der Adjektive »antebellum« oder »postbellum« ein, wobei außer Frage steht, welcher Krieg denn damit gemeint ist. Seit Karl Marx und Charles Beard gilt der Bürgerkrieg als »zweite amerikanische Revolution« und in vieler Hinsicht hat sich dieses Paradigma bewährt, nicht nur für die Bewertung des Krieges und seiner unmittelbaren Konsequenzen, sondern auch für die langfristigen sozialen und kulturellen Ergebnisse, die dieser erste moderne Krieg der westlichen Hemisphäre gezeitigt hat. So ist die Periode der »reconstruction« (1863 bis 1877) als langfristiger gesellschaftlicher Umbau des gesamten politischen und gesellschaftlichen Systems der USA nur verständlich aus dem Rückblick auf den Bürgerkrieg, wie auch die Geschichte der African Americans als der bis heute am stärksten diskriminierten »ethnischen« Minderheit des Landes nur im Rückgriff auf den Bürgerkrieg rekonstruiert werden kann. All dies ist seit Jahrzehnten geflissentlich unter verschiedensten Fragestellungen auch auf unterschiedlichen regionalen und lokalen Ebenen untersucht worden.

Was kann es also noch an neuen Erkenntnissen geben in einem Gebiet, in dem sich überdurchschnittlich viele Historiker/Historikerinnen tummeln? Die Antwort fällt nicht schwer: Bislang fehlen brauchbare Interpretationen des Bürgerkriegs im Bereich der Geschlechtergeschichte. Das von LeeAnn Whites bearbeitete Feld hat lange brachgelegen und ihr gelungener Versuch, eine Geschlechtergeschichte des Bürgerkriegs und der »reconstruction« zu schreiben, füllt eine Lücke, obwohl die Autorin ihre Untersuchungen und Analysen auf Augusta in Georgia beschränkt. Die Frage, ob die heute eher unbedeutende Kleinstadt im Osten dieses Bundesstaates – 1860 die zweitgrößte Stadt, von der aus der Export von Baumwolle getätigt wurde – als Beispiel für die Veränderungen der Realität und des Diskurses um das soziale Konstrukt »gender« repräsentativ ist, wird von der Verfasserin zwar nicht eingehend diskutiert, muß aber bejaht werden. Augusta war nicht nur ein Zentrum des Baumwollhandels, sondern erlebte während des Bürgerkriegs auch den Ausbau der Textilindustrie und die Gründung der wichtigsten Schießpulverfabrik der Konföderation, deren riesiger Schornstein noch heute an die Toten des »Krieges zwischen den Staaten« mahnt. Auf dieser lokalen Ebene beschreibt Whites eine Krise der Geschlechterbeziehungen, die durch den Abzug der Männer in den Krieg und die damit notwendig werdende Übernahme bisher eindeutig als männlich definierter Tätigkeiten durch Frauen ausgelöst wurde. Voraussetzung dafür war unter anderem, daß für Frauen nun erstmals ökonomisch eine Alternative zur Hausarbeit existierte, daß also Lohnarbeit für Frauen angeboten wurde – und dies war in Augusta mit seinen neu entstehenden Manufakturen der Fall.

Solange wir nicht anerkennen, daß auch »weiß« eine Rasse im Sinne eines gesellschaftlichen Konstrukts darstellt, solange wir nicht akzeptieren, daß auch Männer ein Ge-

schlecht (»gender«) haben und daß beide Begriffe dem historischen Wandel unterliegen, solange werden Untersuchungen zur Geschlechtergeschichte unvollständig bleiben. Lee-Ann Whites erinnert uns immer wieder daran, daß es in der Tat eine Geschichte der »weißen Männer« gibt, die nicht deckungsgleich mit »amerikanischer Geschichte im allgemeinen« ist. »Schwarze« Frauen und »schwarze« Männer, die meisten von ihnen Sklaven, wurden ebenso wie »weiße« Frauen als »die Anderen« benötigt, um die Identität und Männlichkeit »weißer« Männer als entkörperlichte, autonome und unabhängige Subjekte, als »selfmade men«, zu konstruieren, von denen in den Jahrzehnten nach dem Bürgerkrieg die Rede ist. An wissenschaftlichen Vorarbeiten zu diesem faszinierenden Thema sind vor allem die Untersuchungen Drew Fausts zu nennen, die zeigen konnte, daß die Geschlechterbeziehungen im Süden sich wandelten, weil die militärischen und wirtschaftlichen Strukturen des Krieges dies erforderten. Die traditionelle viktorianische Rolle des weißen Südstaatenmannes als »protector« und »provider« wurde durch den Krieg und durch seinen für den Süden unglücklichen Verlauf in Frage gestellt. Dies beeinträchtigte das *quid pro quo*, das der Frau den »gehorchenden« Part in dieser Ökonomie der Geschlechter zugewiesen hatte. Ohne die aktive Mitarbeit von Frauen an allen Fronten war die Rolle des Beschützers und Ernährers nicht mehr zu spielen; ja, »weiße« Frauen übernahmen die Produktion und Distribution von Waren in eigener Regie, betrieben aktiv Sozialpolitik und schalteten sich trotz fehlenden Wahlrechts recht nachhaltig in die Tagespolitik ein. Diese Entwicklung sollte nach dem Ende des Krieges revidiert werden, wenn sich auch die Rekonstruktion der weißen Männlichkeit in Richtung einer »patriarchalen Republik Georgia« nicht ohne Widerstand und Konflikte vollzog.

Die Darstellung Whites' ist in sieben Kapitel aufgeteilt. Einleitend werden die Erfahrungen der Frauen unmittelbar nach Beginn des Krieges geschildert: Zunächst einmal verlassen sich die zurückgelassenen Frauen auf ihre persönlichen Verbindungen zu anderen Frauen. In zweiten Kapitel wird analysiert, wie der (zeitweilige oder permanente) Verlust der Ehemänner, Väter und Brüder zu einer Stärkung der Eigenverantwortlichkeit von (weißen) Frauen führte, weil er die »private« Hausarbeit »sozialisierte«. Die Bedürfnisse der Armee bzw. der Nation verliehen den bisher ausschließlich der Familie geltenden Arbeiten neue Bedeutungen. Gleichzeitig wurden Männer als Soldaten »entmannt«, da sie nicht mehr als Subjekte, sondern nur noch als Körper existierten, deren Funktion es war, zu gehorchen und zu sterben. Hier fand eine Annäherung an die gesellschaftliche Konstruktion des weiblichen Körpers statt, wurden Frauen doch im Frieden im wesentlichen über ihren Gehorsam definiert. Im dritten und vierten Kapitel zeigt die Verfasserin, wie sich der neugewonnene Spielraum der Frauen wegen der Rassen- und Klassengrenzen nicht in neuartige Geschlechterrollen für alle Frauen übersetzen ließ. Die Frauen der traditionellen Oberschicht betrachteten das »empowerment« von weißen Mittelklassefrauen zunehmend mit Mißtrauen, und sie begannen sich zu fragen, ob die althergebrachte Rolle der weißen Männer nicht ihre Privilegien besser schützen half als die neue Offenheit. Mit dem Herannahen der Truppen der nördlichen Union auf ihrem berühmt-berüchtigten »Durchmarsch zur See« (1864) wuchs die wirtschaftliche und kulturelle Autonomie der afroamerikanischen Bevölkerung, allen voran der Sklaven, und mit ihr die Angst vor einem allgemeinen Statusverlust nach der Besetzung durch das Unionsheer.

Im fünften Kapitel zeigt Whites, wie die Rekonstruktion der weißen Männlichkeit trotz geänderter Bedingungen – darniederliegende Wirtschaft, Abschaffung der Sklaverei, der neue Status vieler Frauen als »provider« – vonstatten ging. Ihren Frauen verdankten die heimgekehrten Veteranen des verlorenen Krieges nicht nur den wirtschaftlichen Neuanfang, sondern – wie Whites im sechsten Kapitel nachweist – auch die erfolgreiche Uminterpretation des Krieges: Retrospektiv hatten sie keinen Bürgerkrieg zur Aufrechterhaltung der Sklaverei, sondern einen Krieg zum Schutz von Frauen und Fa-

milie geführt. Die teilweise geglückte Transformation der Geschlechterbeziehungen nach dem Krieg wurde durch die Industrialisierung unterbrochen, die Augusta in eine neue, wenn auch nicht bessere Zeit katapultierte, während die Bewahrung des konföderierten »Erbes« aus den Händen der Frauen in die Obliegenheit der von Männern dominierten Kriegervereine übergang. Das letzte Kapitel verweist auf die über die Zeit der »reconstruction« hinauswirkende Definition der Männlichkeit, die auch nach 1890 wieder wesentlich durch die Versatzstücke der herkömmlichen Geschlechterrollen bestimmt wurde, die schon vor 1860 gegolten hatten. Ein reichhaltiger Anmerkungsapparat mit zahlreichen Belegen aus unveröffentlichten Quellen beschließt die meisterhafte Studie Whites', die die Meßlatte für künftige Arbeiten zur Geschlechtergeschichte damit sehr hoch gelegt hat.

*Norbert Finzsch, Hamburg*

Martin Biastoch, Duell und Mensur im Kaiserreich am Beispiel der Tübinger Corps Franconia, Rhenania, Suevia und Borussia zwischen 1871 und 1895, SH-Verlag, Vierow 1995, 74 S., brosch., 28 DM.

Kevin McAleer, Dueling. The Cult of Honor in Fin-de-Siècle Germany, Princeton UP, Princeton 1994, 268 S., geb., 48 \$.

Die beiden hier anzuzeigenden Bücher zur Geschichte des Duells im Deutschen Kaiserreich fallen vom Umfang, von der Methode und auch vom Anspruch her höchst unterschiedlich aus. Eine Lokalstudie mit eng umrissenem Horizont steht neben einer grundlegenden Arbeit, die einen Beitrag zur Gesamtinterpretation des Kaiserreichs und der neueren deutschen Geschichte leisten möchte. Jedem, dem die universitäre Duell- und Mensurwelt des 19. Jahrhunderts fremd ist, sei als Einstieg das informative und nüchtern geschriebene Buch von Martin Biastoch über den Mensurbetrieb und die Duellpraxis der Tübinger Studentencorps empfohlen. Der Autor beschreibt die strafrechtliche Stellung der Mensur und ihren Wandel, geht auf die behördliche Verfolgung ein, die 1888 endete und allmählich in obrigkeitliche Sympathie umschlug, und stellt ausführlich den Paukkomment des Mensurbetriebs und die studentischen Ehrengerichtsverfahren dar, aus denen ein erstaunlich hochentwickeltes Autonomiebewußtsein sprach. Es gab bei den Nachwuchsakademikern eine bemerkenswerte Synthese von Freiheitsbewußtsein und Unterordnungsbereitschaft, nicht einfach Untertanenmentalität, wie es das verzerrende Klischeebild über das schlagende Verbindungswesen suggeriert. Trotz des lokalgeschichtlichen Bezugs bietet das Buch einen repräsentativen Einblick.

Während der Leser viel über die verwirrende Vielfalt der Messuren und Duellanlässe erfährt, wird er über das gesellschaftliche Umfeld der studentischen Verbindungskultur jedoch im Unklaren gelassen. Beispielsweise hätte man gern mehr über die sozialen und politischen Hintergründe des corpsstudentischen Mannhaftigkeitsideals erfahren oder über die Ursachen, die der schrittweisen Legalisierung der Mensurpraxis zugrundelagen, bis sie dann im Jahre 1901 durch den Reichsstaatsanwalt offiziell anerkannt wurde.

Das aus einer Dissertation an der Universität von San Diego (Kalifornien) hervorgegangene Buch von Kevin McAleer geht das Thema grundsätzlicher an. McAleer betrachtet die Duellkultur des Deutschen Kaiserreichs im Lichte der Fehlentwicklungen in der deutschen Gesellschaft, die schließlich zum Nationalsozialismus geführt haben. Aus diesem Grund lag es für den Autor nahe, sich auch auf die Theorie des »deutschen Sonderwegs« zu beziehen. Die nationalen Unterschiede sieht McAleer am deutlichsten im deutsch-französischen Kontrast verkörpert: Dem französischen Duell schreibt er ein